

Die „Arbeiter-Zeitung“ geht von dem Gesichtspunkte aus, daß für Ungarn die „Rechtslage des selbständigen Zollgebietes“ schon 1899 eingetreten sei. Wenn die Ungarn dennoch auf die Aufrichtung von Zollschranken verzichtet haben, so haben sie das nicht Oesterreich, sondern sich selbst zu Liebe gethan und würden im Jahre 1903 nicht anders handeln. Also brauche man sich vor den Ungarn nicht zu fürchten. Die Zollgemeinschaft mit Ungarn sei für Oesterreich gewiß eine wichtige Sache, aber die mit Oesterreich sei den Ungarn keine geringere. Wäre die Zollgemeinschaft ihnen nicht nützlich — sie hätten sie längst aufgegeben.

Politische Uebersicht.

Laibach, 4. Jänner.

Der Abgeordnete Dr. Zdenko Schücker hält einen Einklang zwischen den Interessen des Gesamtstaates und den Anforderungen der Gegenpartei bei beiderseitigem Entgegenkommen für erreichbar. Die deutschen Ansprüche auf die deutsche Staatsprache und nationale Abgrenzung erklärt er als Förderungen des Gesamtinteresses. Von den Czechen fordert er, daß sie die Aspirationen auf ein czechisches Staatsrecht und föderative Gestaltung des Rechtes ein für allemal aufgeben. Die innere czechische Amtssprache könne im begrenzten czechischen Sprachgebiete in Böhmen zugestanden werden. Der Ausgleich zwischen Deutschen und Czechen müsse aber auf der ganzen Linie gleichzeitig, nicht stückweise und nicht provisorisch erfolgen und deutscherseits müssen alle Parteien an demselben theilnehmen.

Wie aus Belgrad gemeldet wird, dürfte in der Skupština, die sich bis zum 10./23. Jänner vertagt hat, nach deren Wiederzusammentritt die Vorlage, betreffend die Neuordnung der Gemeinde-Autonomie, auf die Tagesordnung gesetzt werden. Man nimmt an, daß die Session bis tief in den Februar hinein dauern werde, um die Erledigung mehrerer auf die Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse abzielender Gesetzesprojecte zu ermöglichen.

Das „Fremdenblatt“ gibt der Tripolis betreffenden Verständigung zwischen Italien und Frankreich die Deutung, daß es das Bestreben der römischen Regierung nicht war, diese Provinz dem Sultan zu entreißen, sondern sie wollte nur verhindern, daß ein fait accompli vielleicht durch Frankreich in irgendeinem Augenblicke geschaffen würde. Die Aufgabe war, sich auf friedliche Weise, ohne Verletzung anerkannter und in Kraft befindlicher Rechte, gegen Ueberraschungen an einem so wichtigen Punkte zu schützen. Diese Behandlung der tripolitischen Frage entspreche auch der Dreibundpolitik. Die Annahme, daß durch diese Verständigung Italien vom mitteleuropäischen Bunde abgeschwenkt wäre, sei nicht richtig. Die Gründe für die Herstellung des Dreibundes lagen in der durch die natürlichen Bedingungen gegebenen Stellung der drei Reiche und diese wirken auch noch immer fort.

Das englische Parlament wird bekanntlich am 16. d. M. wieder zusammentreten und, wie in London verlautet, durch König Eduard selbst feier-

lich eröffnet werden. Daß für das Unterhaus eine Aenderung der Geschäftsordnung erwogen wird, die ein Hinausziehen der Verhandlungen zu obstructionistischen Zwecken verhindern soll, wurde schon gemeldet. Nun bringt das liberal-unionistische Wochenblatt „Spectator“ einen zweiten Vorschlag, der eine vielleicht noch weitergehende Neuerung bedeutet; es verlangt nämlich, man möge dem Ministerpräsidenten und den fünf Staatssecretären, wenn sie zufällig Peers sind, gestatten, ihren Wirkungsbereich im Unterhause zu vertreten. In England ist das jetzt vollständig ausgedacht; der englische Peer kann, auch wenn er Premier oder Staatssecretär ist, im Unterhause nur als Zuhörer auf der Gallerie erscheinen, und im Oberhause kann der im Unterhause sitzende Minister nur als Mitglied des geheimen Staatsrathes einen Stehplatz an den Stufen des Thrones finden, wenn er als Zuhörer erscheint. Zur Begründung seines Vorschlages, der durch die bekannte Rede Lord Roseberys veranlaßt wurde, weist das Blatt auf die vielen Uebelstände hin, die die jetzige Einrichtung mit sich bringt, es bleibt aber abzuwarten, ob der Vorschlag in den maßgebenden Kreisen Beachtung und Zustimmung findet.

Präsident Roosevelt empfing am 2. d. M. anlässlich des Jahreswechsels das diplomatische Corps, an dessen Spitze an Stelle des wegen Krankheit abwesenden englischen Votschafters Pauncesote die Gemahlin desselben erschien. Die Behauptung einiger Blätter, der deutsche Votschafter Dr. v. Holleben, der in Abwesenheit Pauncesotes Doyen des diplomatischen Corps war, habe dadurch eine Zurücksetzung erfahren, ist unbegründet. Holleben hatte es in höflicher Weise abgelehnt, aus der Krankheit seines Collegen Nutzen zu ziehen und bestand darauf, daß Lady Pauncesote mit dem Personale der englischen Votschaft die Führung übernehme.

Tagesneuigkeiten.

(Keine Blitzgefahr in den elektrischen Waggons.) In der von der ungarischen Reichsanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus herausgegebenen, von Labislav von Galay verfaßten Publication über die Blitzschläge in Ungarn in den Jahren 1890 bis 1900 betont der Verfasser, es sei bisher kein einziger Fall bekannt geworden, daß durch einen Blitzschlag in einen elektrischen Wagon irgendeine Person verletzt wurde. Außer der Zerstörung der Blitzschutzvorrichtungen, die ganz unbedenklich für die Sicherheit der Passagiere sei, konnten keinerlei Unfälle verzeichnet werden. Der Verfasser kommt angeht dieser Thatsachen zu dem Schlusse, daß der Aufenthalt in den Waggons der elektrischen Straßenbahnen während eines Gewitters nicht nur ungefährlicher als auf freiem Felde oder auf offener Straße sei, sondern sogar noch mehr Sicherheit biete, als das Verweilen in manchem Hause.

(Sarah Bernhard will heiraten.) Die Wolffsche Telegraphen-Agentur in Berlin, die sich nicht mit Klatsch zu befassen pflegt, bringt die Nachricht, daß Sarah Bernhard sich mit Heiratsgedanken trage. Madame ist im Jahre 1843 geboren, ist also zur Stunde fast schon eine Sechzigerin. Das schönste aber ist der Mitter, der es Madame angethan hat. Es ist nämlich kein anderer, als Monsieur Bassin-Ekterhazy, der traurige Held der Drehuss-Affaire. Einstweilen hindert das Ehebündnis nur noch der

Fleck auf der Ehre, der aus dem berühmten Prozesse auf Herrn Ekterhazy haften geblieben ist. Wenn aber ein französisches Ehrengericht diesen Fleck wegwischen wollte, wäre Madame Sarah sofort bereit, Madame Ekterhazy zu werden.

(Das unheimliche Bierkrügel.) Dieser Tage meldete die amtliche Belgrader Ztg. „Dnevnik“: Am 30. v. M. ist hier eine merkwürdige Himmelercheinung beobachtet worden. Gegen 1/8 Uhr abends bemerkte man am westlichen Horizonte einen großen und intensiv leuchtenden Stern, der die Größe der Mündung eines Bierkrügels hatte. Die Bevölkerung sieht den Stern als einen Wink der Vorsehung an, der unglückliche Ereignisse ankündigt.

(Gefährliche Untersuchungen an den Augen wilder Thiere) hat der englische Forscher Dr. Lindsay Johnson nunmehr zum Abschlusse gemacht. Es handelte sich für ihn zunächst darum, festzustellen, ob Affen den als „gelber Fleck“ bekannten besonderen Fleck in der Netzhaut besitzen. Bei seinen Untersuchungen fand er nun zu seiner Ueberraschung, daß alle Affen ebenso wie der Mensch jenen Fleck besitzen, aber daß er bei jeder Gattung wechselte. Er folgte dieser Spur und entdeckte, daß jede Familie der Säugethiere ihre besondere deutliche Erscheinung im Auge hat, so daß, wenn man die hintere Wand des Auges mit einem Augenspiegel und Licht untersucht, man nicht nur die Familie, sondern auch das Genus des Thieres erkennen kann. Nunmehr untersuchte er systematisch alle Thiere in den zoologischen Gärten zu London, Antwerpen, Amsterdam und in anderen großen Städten; als Ergebnis seiner Riesearbeit fand er viele neue und auffallende Thatsachen. Die verschiedenen Entdeckungen, die Dr. Johnson gemacht hat, sind in den Verhandlungsberichten der „Royal Society“ zu finden. Allgemein interessanter ist jedoch besonders eine Untersuchungsmethode. Um die Augen der Thiere zu prüfen, mußte der Käfig verdunkelt werden und der Forscher neben dem Thiere, hinter dessen Kopfe sich eine Lampe befand, sitzen und durch den Augenspiegel in einer Entfernung von einem Zoll von dem Auge des Thieres seine Beobachtungen anstellen, und dies manchmal zwei Stunden lang. Im ganzen beschäftigte er sich mit jedem Thiere acht bis 16 Stunden. Er untersuchte die Augen von etwa 1000 Thieren und machte Zeichnungen von etwa 250. Bei den größeren Thieren mußte natürlich die Bewegungsfreiheit aufgehoben werden. So wurden die Elefanten gefesselt. Ueber die Bären wurden acht Fuß lange Säcke gezogen und sie dann mit Seilen festgebunden; die geschlossenen Enden der Säcke wurden mit einem Messer aufgeschlitzt, und wenn Meister Peh seinen Kopf vortradete, betam er einen Maulkorb und wurde zur Augenuntersuchung auf den Tisch gehoben. Bei Löwen, Leoparden, Tigern und großen Katzen konnten keine Maulkörbe gebraucht werden, da sie die Thiere tödlich erschrecken; der Forscher mußte sich daher an Menagerien wenden, in denen die Thiere weniger wild waren. Er fand es rathsam, den Thieren den Bart abzuschneiden, da bei einer Berührung desselben während der Untersuchung die Bestien zuschnappten. Dr. Johnson und seine Assistenten waren unerschöpflich in ihren Hilfsmitteln. Einige Vögel wurden dazu gebracht, ihre Schnäbel in große Korke zu stoßen; die Wasserthiere mußten sehr sorgfältig behandelt werden, damit sie nicht erstickten. Die Boa constrictor und die Tigerschlange wurden in Säcke geworfen und ihre Köpfe aus den Säcken heraus von Wärtern gehalten, während über Wölfe, Biber, Ottern, Robben und Seelöwen Netz geworfen wurden, so daß die Thiere sich in den Maschen verstrickten. Chloroform wurde nicht gebraucht. Geduld und Schmeicheleien machten bei den meisten Thieren den Gebrauch von künstlichen Mitteln zur Beruhigung unnöthig und nur bei größeren Thieren wurden Neze, Seile und Säcke angewandt.

Eine Hamburger Patriciertochter.

Roman aus dem modernen Hamburg von Ormanos Sandor.

(3. Fortsetzung.)

„Und du, Thomas, bist du es, der ihn — —“
 „Ich habe 200.000 Mark Wechsel von Meeder Sohn im Tresor und diese Wechsel sind morgenden Tages fällig. Er kann sie nicht einlösen. Seine Mittel sind durch die letzten mißlungenen Transactionen vollständig erschöpft.“

„Und du willst ihn vernichten? O, Thomas!“
 Ein merkwürdig intensives Lächeln gieng über das greise Antlitz des Mannes. Er nahm die Hand seiner Frau und trat mit ihr in den Rahmen der offenen Thür.

„Du wirst die Wechsel präsentieren lassen?“ fragte sie, verhaltene Angst in der Stimme.

„Ich werde sie ihm selbst präsentieren!“ sagte er. „Weißt du nicht, daß ich ihm eines Tages Rache geschworen habe und daß ich diesen Schwur halten muß, wenn ich nicht vor mir selber als ein Elender, Meineidiger dastehen will? Ja, ich will meine Rache!“ fuhr er, jeden Einwand seiner Frau abschneidend, fort, und es war plötzlich, als wüchse seine Gestalt. „Ich werde ihm morgen vormittags punkt elf Uhr gegenüberstehen und werde ihm ins Auge blicken und mich ihm zu erkennen geben: „Kennst du mich? Du, Benjamin deines Vaters, kennst du deinen Bruder, dem du einst alles raubtest, was er besaß: das Herz des Vaters, sein Erbtheil, die Achtung seiner Mitmenschen — den du deiner Selbstsucht, deinen egoistischen Interessen opferst, der durch dich ein Ausgestoßener wurde, der nichts mehr sein konnte auf der Welt, nicht einmal das eine einzige, das der Armste besitzen kann, seinen

ehrlichen Namen?“ So werde ich sprechen, während ich ihm die verhängnisvollen Papiere vorhalte. Und er wird mich anstarren, ungläubig, erschreckt, bestürzt, als ob ein Geist vor ihm erstanden wäre. Und in diesem Momente wird ihm der Strohalm einer letzten Hoffnung, an den er sich zu klammern vermag — nämlich: Nachsicht von dem ihm persönlich unbekanntem Gläubiger und damit Aufschub zu erlangen — weichen — in diesem Momente wird er seine schwankende Existenz zusammenstürzen sehen, das stolze Prachtgebäude seines Ansehens, das auf so unzuverlässigen Grunde steht, denn von mir wird er keine Schonung erwarten können. Und dann ist der Moment meiner Rache gekommen. Dann, Frau, werde ich die Wechsel nehmen und — sie zerreißen und die Fetzen auf seinen Schreibtisch werfen und meinen Hut nehmen und gehen!“

Er athmete ein paarmal tief auf; seine Augen begegneten den aufleuchtenden Blicken seiner Frau, keines von beiden sprach ein Wort, aber ihre Hände fanden sich zu festerem Drucke. Vom Nikolairaththurm herüber zitterten die Schläge der Thurnuhr durch die stille, heiße Sommerluft. Die Blumen auf dem Balkon sandten ihren süßen Odem zu dem alten Paar empor, und wie hundert Flämmchen bebten die glührothen Blüten der Kapuzinerkresse, die das eiserne Gitterländer unrannten, auf ihren schwanen, lichtgrünen Stengeln. Wie ein traumhafter Goldglanz schwannte das Sonnenlicht auf dem dunklen, stillen Fleete, in dem sich die alten, hochstodigen Speicher der anderen Seite spiegelten. Schwer beladene Lastfahne glitt lautlos über die unbewegte Fläche; zu undeutlichen verschwommenen Lauten abgetönt, schallte von der Brücke her das Wagengerassel, das Stimmengeräusch

Und wenn ihr einst werdet müssen zur ewigen Ruhe eingeh'n,
 dann sollt ihr droben im Himmel bei den hl. Dreikönigen steh'n.

Für das Kraußfleisch, das die Sänger als Lohn für die dargebrachten Wunschlieder erhalten, danken sie in der Regel also: Für die reichen Gaben, die ihr uns gereicht, verdienet ihr mehr Dankeswort, als das Wasserbachl bei eurem Hause Tropfen zählt, die Bäume in eurem Garten zur Sommerszeit Blätter haben und eure große Scheune Weizenkörnlein birgt. Da wir jedoch schleunigst weiterreisen müssen, so nehmt anstatt vieler Worte fürlieb mit dem aus der Tiefe unserer Herzen kommenden und alles sagenden Wunsch:

Die hl. Dreikönige, deren Weiber im schönen Kölner Dome ruh'n,
 sollen euch stets gewogen sein,
 euch beschützen vor jeder Qual und Pein.
 Und sollt' euch je ein Unglück droh'n,
 so sollen sie euch erlösen des Herrn Gnad' am Himmels-thron.

Auch mancher Hausvater sagt an diesem Weihnachtsabende, als dem letzten der seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit, seinen Leuten allerlei Wünsche vor, mit denen er ihnen die in der Haushaltung zu beobachtenden Pflichten ans Herz legt und die er nach alter Gepflogenheit in das Stoßgebetlein ausklingen läßt:

Die hl. Dreikönig' aus dem Morgenland'
 sollen schlingen um unser Geschöft ein Segensband,
 damit stets Gottes Gnadenstern über'm selben walte
 und des Herrn Hand alles Unheil von uns fernhalte.